

## ERSTES KAPITEL

„Unser nächster Halt ist ...“

Der Zug bremste mit einem lang anhaltenden Quietschen und übertönte die Lautsprecherdurchsage. Das Metall kreischte so fürchterlich, dass Leonie Helderkamp versucht war, die Hände auf ihre Ohren zu pressen.

Mit einem heftigen Ruck kam die Bahn zum Stillstand.

Leonie dachte an ihre Eltern. Sie hätten sich bei dem Gedanken amüsiert, dass ihr kleines Städtchen in der früheren Heimat der Bahngesellschaft nur als Endstation diene. Allen Bemühungen des Familienoberhauptes Jörg Rendel zum Trotz, aus dem Nest eine bedeutende Ortschaft zu machen.

Leonie erhob sich von ihrem Sitz und schritt vorsichtig durch den heftig wackelnden Wagon zum Ausstieg. Hinter den dunstbeschlagenen Scheiben war nur die trübe Finsternis einer tiefen Winternacht zu sehen. Der Bahnhof wurde nur unzureichend beleuchtet. Das Städtchen wirkte auf sie wie ausgestorben. Nur wenige Lichter glimmten in der Dunkelheit.

Sie wischte über die beschlagenen Scheiben und erkannte schemenhaft den Bahnhofsvorplatz. Der Zugführer wiederholte die Lautsprecherdurchsage. Sie galt Leonie allein, denn niemand sonst wollte an diesem Abend mit dem Zug in dieses scheinbar verlassene Städtchen.

Eine Sekunde lang ging ihr folgender Gedanke durch den Kopf: War sie womöglich nicht die Einzige, die diese Warnung erhalten hatte, und hatten andere im Gegensatz zu ihr darauf gehört? Vielleicht war schon seit Tagen nie-

mand mehr hierhin gelangt, und der Ort war eine Geisterstadt? Oder würde ihr Großvater gar nicht kommen, um sie abzuholen und sie hier in der Dunkelheit frieren lassen?

Sie schüttelte energisch den Kopf.

*Unsinn!*, sagte sie sich. Diese ländlichen Orte machten in der Regel schon um acht Uhr abends alle Schotten dicht. Und der scharfe Eiswind verlockte auch nicht dazu, im Freien herumzulungern.

Tapfer sprang sie mit ihren beiden Koffern in die Kälte der Nacht und blickte sich lauernnd nach allen Seiten um. Gott, was für eine Geisterstadt! Schattenhaft erkannte sie finster dreinblickende Backsteinhäuser. In den Prospekten hieß das sicher *ländliche Idylle*.

Leonie schauderte, als ein kalter Windstoß aus den höher gelegenen Wäldern herab rauschte und durch ihre dicke Plüschjacke drang. Von Anfang an war sie von der Mission nicht sonderlich begeistert gewesen, mit der ihre Eltern sie in ihre alte Heimat geschickt hatten. Aber sie hatte verstanden, dass es für ihre Mutter zu peinlich gewesen wäre, selbst zu fahren, und völlig unmöglich für ihren Vater, den ihr Großvater von Anfang an nicht hatte ausstehen können, weil er in Siegen geboren war. Für Jörg Rendel war jeder ein Ausländer, der nicht aus dem Städtchen stammte. Schon Leute, die aus den nur wenige Kilometer entfernten Nachbarorten kamen, schienen ihm fremd und verdächtig.

„Werden Sie abgeholt, Fräulein?“

Leonie fuhr erschrocken herum. Sie hatte niemanden kommen gehört. Der Zug zischte und schnaufte immer noch und hatte das schwache Knirschen der Schritte im dicken, frisch gefallenem Schnee übertönt. Jetzt sah sie, dass es ein alter Mann war, der ihr die Frage gestellt hatte. Sei-

ne Brillengläser funkelten im gelben Licht der Lampen, die den Bahnsteig erhellten. Der rechte Arm hing schlaff und verdreht im Ärmel.

Der Alte deutete auf ihre beiden Koffer. „Die wollen Sie doch wohl nicht schleppen?“

„Nein.“ Sie lächelte ihn an. „Ich werde abgeholt.“

Er musterte sie neugierig.

„Für Feriengäste ist jetzt nicht die richtige Zeit“, bemerkte er, sichtlich bemüht, ihr möglichst viele Informationen zu entlocken.

„Ich bin kein Feriengast.“ Es machte ihr nichts aus, ihn wissen zu lassen, wer sie war. Wahrscheinlich wusste inzwischen ohnehin schon das ganze Städtchen, dass sie mit dem Acht-Uhr-Zug ankommen würde. „Ich bin Bürgermeister Rendels Enkelin ... Ich besuche ihn.“

Der alte Mann warf einen neugierigen Blick auf die Straße vor dem Bahnhofplatz, deren Asphaltband jenseits des Bahnhofs rasch in der Dunkelheit versank. „Wusste gar nicht, dass Rendel eine Enkelin hat.“

„Eigentlich lebe ich in Köln. Ich komme nur zu Besuch.“

„Aha, wohl auf Weihnachtsbesuch?“, fragte der Alte neugierig. „Oder aus einem anderen Anlass?“

Leonies Blick hing an zwei Lichtpunkten, die plötzlich zwischen den Häusern aufgetaucht waren und jetzt rasch näher kamen. Ihr Besuch war eine diplomatische Mission. Die Eltern hatten ihre Tochter Leonie gewissermaßen als Friedenstaube zu ihrem Großvater geschickt, um den Riss zu kitten, der seit vielen Jahren zwischen ihnen und dem alten Mann bestand.

„Nur so“, sagte Leonie. Den Alten gingen die Probleme ihrer Familie nun wirklich nichts an.

Der ließ sich jedoch von ihrer brüskten Antwort nicht einschüchtern.

„Jetzt ist keine gute Zeit, um unser Städtchen zu besuchen“, meinte er mit gedämpfter Stimme.

Sie starrte ihn nur fragend an.

„Keine gute Zeit“, wiederholte er. Das Licht glitzerte auf seinen Brillengläsern und verwandelte seine Augen in zwei glühende Scheiben. „Besuchen Sie uns im Sommer wieder, Fräulein. Im Sommer können Sie unbesorgt kommen. Aber nicht jetzt. Fahren Sie lieber wieder nach Hause.“

Leonie wandte ihm abrupt den Rücken zu. Der Alte schien nicht ganz richtig im Kopf zu sein, und sie hatte keine Lust mehr, mit ihm zu reden. Außerdem erinnerten seine Worte sie erneut an die merkwürdige Nachricht, die sie erhalten hatte, bevor sie nach mehr als zwölf Jahren ihren Geburtsort wieder besuchte. Eine Mitteilung, die sie erschreckt, aber auch neugierig gemacht hatte.

Sie zerrte ihre Koffer am Bahnhofsgebäude vorbei.

Der Platz lag in tiefer Düsternis. Der Wagen war offenbar vorbeigefahren.

\*

Sie musste keine zwei Minuten warten, bis erneut zwei Lichtkegel auftauchten und ein pflaumenfarbener Volvo auf den Parkplatz direkt neben dem Bahnhof fuhr. Ein Mann in einem dunkelblauen Mantel stieg aus und winkte ihr lebhaft zu. „Hey, Leonie! Hierher! Ich bin's!“

Sie eilte dem Mann entgegen und reichte ihm die Hand. „Hallo.“

Nach dem ersten Wort brach sie abrupt ab. Sie brachte es nicht über sich, ihn *Großvater* zu nennen. Und schon gar nicht *Opa*. Also wiederholte sie ein wenig unsicher: „Hallo. Da bin ich.“

Seine braunen Augen musterten sie mit einem zugleich

eindringlichen und unsicheren Blick. Er war ein sportlicher Mann von fünfundsechzig Jahren, mit dicht gelocktem grauem Haar und einem derben, von der Sonne dunkel gebräunten Gesicht. Für Leonie war er ein Fremder, obwohl die Eltern ihr einmal sein Foto in einer Provinzzeitung gezeigt hatten. Sie musste ihm ebenso fremd sein. Wäre sie ihm irgendwo auf der Straße begegnet, so hätte er sie wohl ebenfalls nicht erkannt. Bei dem kalten Krieg, der in den letzten zwölf Jahren zwischen den beiden Teilen der Familie geherrscht hatte, war niemand in der Laune gewesen, Kinderfotos zum Großvater zu schicken.

Offenbar hatte Rendel ihre Verlegenheit bemerkt, denn er verzichtete auf weitere Höflichkeitsfloskeln und deutete auf den Wagen. „Na komm, steig ein, bevor du anfrierst. Ich schnapp mir deine Koffer.“

Leonie kletterte auf den Beifahrersitz. Als sie ein Sichtloch in die beschlagene Scheibe wischte und hinausspähte, sah sie den alten Mann, der sie angesprochen hatte. Er war ihr auf den Bahnhofsvorplatz gefolgt. Neben ihm standen zwei weitere Männer und eine Frau, die sie ebenfalls neugierig beobachteten. Der Alte schüttelte immer wieder heftig den Kopf, als wollte er sagen: „Das darf doch nicht wahr sein!“

*Das ist also mein Heimatstädtchen, dachte Leonie. Ich werde mich wohl daran gewöhnen müssen, hier auf Schritt und Tritt begafft zu werden.*

\*

Der pflaumenfarbene Volvo rauschte durch die Straßen des Städtchens, und das Radio unter dem Armaturenbrett spielte fröhliche Trucker-Songs. Die Scheinwerfer schienen das Dunkel beiseite zu schleudern wie ein Schneepflug die Schneeüberwehungen.

Die einzelnen Flocken, die aus dem Himmel herab rieselten, leuchteten hell im Licht der Autolampen. Leonie staunte, wie unberührt die Landschaft hier keine zehn Schritte vom Straßenrand entfernt war. Vereinzelte Bäume standen von Raureif umkleidet da, kein Fußstapfen zerstörte das glatte Weiß des Schnees. Die Welt rundum lag in tiefer Finsternis.

Jörg Rendel wandte sich seiner Enkelin zu. „Na, Leonie? Wie fühlst du dich so, jetzt, wo du Weihnachten wieder zu Hause verbringst?“

Das Mädchen zögerte mit der Antwort. Was sollte sie ihm schon sagen? Wieder daheim? Was hieß das schon! Sie war gerade erst fünf Jahre alt gewesen, als sie ihren Geburtsort das letzte Mal gesehen hatte.

Damals hatten ihre Eltern das Städtchen und ihren Großvater verlassen und waren nach Köln gezogen, um sich ein eigenes Leben aufzubauen. Vor allem ihre Mutter hatte große Pläne gehabt und wollte ins Filmgeschäft einsteigen. Alle ihre Verwandten – allen voran Jörg Rendel – hatten prophezeit, es werde ihr misslingen. Aber Veronika Helderkamp hatte es schließlich sogar geschafft, als Regisseurin von Dokumentarfilmen beim Fernsehen Karriere zu machen. Sie war glücklich mit ihrem Beruf, ebenso wie mit ihrer Ehe und ihrer einzigen Tochter Leonie. Alles hätte so schön sein können.

Jörg Rendel hatte seiner Tochter und seinem Schwiegersohn jedoch viele Jahre lang nicht verziehen, dass sie ihn verlassen hatten. In seinen Augen war es eine unverschämte Beleidigung gewesen, nicht nur für ihn persönlich, sondern für das ganze Städtchen, dass irgendjemand dem Ort den Rücken zu kehren wagte, in dem er Bürgermeister war. Dieses Nest hier war für ihn die Welt, und er konnte nicht verstehen, warum jemand einen Ort verlassen wollte, an

dem es überreichlich alles Gute gab, das Gott geschaffen hatte, um in eine lärmende, schmutzige und gefährliche Großstadt wie Köln zu ziehen.

Jetzt erwartete er wohl, dass Leonie glücklich war, der kölschen Metropole zu entkommen, um wieder anständigen Boden zu betreten. Sie wollte ihn nicht kränken, aber sie fand es auch ziemlich albern, so tun zu müssen, als sei sie begeistert von der Aussicht, zwei Wochen lang im Hinterwald festzusitzen. Am besten, sie redeten über irgendwas anderes.

Leonie überlegte noch, wie sie das Thema wechseln sollte, da fiel ihr der Alte auf dem Bahnhof ein. „Eben hat mir jemand gesagt, jetzt sei keine gute Zeit, um *dein* Städtchen zu besuchen“, bemerkte sie. „Warum denn das?“ Ihr Großvater warf ihr einen unerwartet scharfen Seitenblick zu, einen richtigen Raubvogelblick. „Wer hat das gesagt?“

„Ein alter Mann auf dem Bahnhof. Klein, mit weißen Haaren und einem verdrehten Arm.“

Rendel atmete tief durch, dann schnalzte er verächtlich mit der Zunge. „Ach, der krumme Rösel ... das ist ein Narr. Früher war er Gleiswärter, bis ihn einmal ein Güterzug beinahe überfahren hätte, seither spinnt er. Geh ihm lieber aus dem Weg, manchmal wird er lästig. Im Ernst, Leonie, du bist doch hoffentlich nicht verärgert, weil du Weihnachten hier bei mir verbringst, oder?“

„Nein, das sicher nicht“, antwortete Leonie lächelnd, und vorsichtig setzte sie hinzu: „Aber es ist lange her, seit ich zuletzt hier war. Damals war ich ein kleines Mädchen, und inzwischen bin ich siebzehn ... Das ist eine ziemlich lange Zeit. Hier hat sich wahrscheinlich viel verändert.“

Ihr Großvater lächelte stolz. Leonie merkte ihm an, dass er alle erfreulichen Veränderungen in *seinem* Städtchen auch *seiner* eigenen Tüchtigkeit zuschrieb. „Ja, kann man

schon sagen. Wir haben viel modernisiert. Das Schwimmbad wurde ausgebaut und auch das Hotel am Schlossplatz, das jetzt Anna-Maria Schaller gehört. Erinnerst du dich eigentlich noch an Tante Anna-Maria? Eine große Frau, bei der wir manchmal sonntags eingeladen waren. Du hast oft mit ihrem Cockerspaniel gespielt ... einem kleinen schwarz-weißen Hund.“

Leonie runzelte die Stirn. Irgendwo in den Tiefen ihrer Erinnerung tollte ein Hund herum, der ein bunt getupftes Bällchen in der Schnauze trug. Und Tante Anna-Maria ... Ja, da war jemand gewesen. Eine Frau, groß, athletisch, auffallend gekleidet. Eine Frau, die Sandwiches auftrichtete. Ihr blondes Haar hatte einen seltsam kristallinen Glanz gehabt – wie frisch gefallener Schnee. Und auch in ihren Augen war etwas Merkwürdiges gewesen ... etwas Eisiges wie in den Augen der Schneekönigin in Andersens Märchen. Aber die Erinnerung daran war äußerst verschwommen.

„An ihren Sohn erinnerst du dich auch nicht? An Severin?“, forschte Rendel weiter. „Damals warst du ganz verliebt in ihn, du bist ihm auf Schritt und Tritt nachgelaufen. Er war zehn Jahre alt und gerade in dem Alter, in dem er kleine Mädchen am allerwenigsten mochte. Er drohte immer, er würde dich verprügeln. Ich glaube, er hat es sogar getan, aber du warst trotzdem völlig vernarrt in ihn. Bin gespannt, wie er dir jetzt gefällt.“

Leonie lächelte. „Na, inzwischen ist er dreiundzwanzig und vielleicht schon verheiratet.“

„Severin? Der? Da täuschst du dich gewaltig. Die Frau muss erst noch geboren werden, die es mit dem Irren aushält. Er war schon als Junge ein Spinner, und jetzt ...“ Er schüttelte den Kopf und schwieg.

Die Straße krümmte sich und stieg höher an. In Leonie kam der Verdacht auf, dass ihr Großvater einen Umweg



fuhr. Der Volvo glitt an einem im Scheinwerferlicht glitzernden, eisbedeckten Bächlein vorbei und passierte kurz darauf ein dunkles villenähnliches Gebäude, das ganz für sich allein am Waldrand stand.

Leonie spürte plötzlich, wie sie eine Welle des Unbehagens überlief, und wandte sich um. Das Türmchen sah harmlos genug aus, wie es da vor den von Schnee bedeckten Bäumen am Waldrand auftrug, aber es rief unbestimmte, unerfreuliche Erinnerungen in ihr wach. Der Anblick verband sich in der Erinnerung mit heftigen Vorwürfen ihrer Mutter.

*Geh da nie wieder hin, hörst du? Nie wieder! Dort wohnen Landstreicher, die kleine Mädchen verschleppen und verkaufen ...*

„Was ist das? Da hinten? Das Haus mit dem vielen Efeu und dem seltsamen Türmchen?“, fragte sie neugierig.

Rendel wandte sich um. „Das? Oh ... das ist die Ketzervilla. Eine Ruine, die seit Jahrzehnten vor sich hin gammelt. Hast du schon zu Abend gegessen?“

Die Frage kam ziemlich sprunghaft. Leonie warf ihrem Großvater einen prüfenden Blick zu und suchte in seinem Gesicht nach einem Anzeichen für die Unruhe, die sich in seiner Stimme widerspiegelte.

Warum wirkte Jörg Rendel so nervös? Dass ein Mädchen Angst vor einer so einsam liegenden Ruine hatte, war verständlich, vor allem, wenn man diesem, mit Schauergeschichten von Kinder verkaufenden Landstreichern, Angst machte. Aber ein gestandener Mann?

Sie hätte zu gerne nachgefragt, warum das Gebäude Ketzervilla genannt wurde. Sie erinnerte sich, dass sie das Wort als Kind gehört hatte. Lange Zeit hatte sie gedacht, es habe etwas mit Katzen zu tun, und eines Tages hatte sie ihre Mutter danach gefragt. Merkwürdig, wie die Worte auf einmal aus ihrer Erinnerung aufstiegen.

*Das sind keine Katzen, Liebes. Ketzer sind böse Menschen, die nicht in die Kirche gehen. Man darf nichts mit ihnen zu tun haben.*

Das war alles, und so hatte Leonie in ihrer Kleinmädchenlogik angenommen, es handelte sich um dieselben bedrohlichen Leute, vor denen ihre Mutter sie ebenfalls warnte, ohne ihr Näheres zu erklären. Leute, die kleinen Mädchen Schokolade anboten und dafür verlangten, dass sie ihre Strumpfhosen auszogen.

Sie hatte ihre Mutter immer für sehr fortschrittlich und weltoffen gehalten. Aber zumindest damals, als sie alle noch im Städtchen wohnten, war sie genauso verklemmt gewesen wie alle anderen dort. Oder hatte sie nur Angst gehabt, sich anmerken zu lassen, dass sie nicht so war wie alle anderen?

Leonie stellte keine Fragen mehr, und ihr Großvater fuhr schweigend weiter. Sie wölbte die Hände am Fensterglas und spähte in das undurchdringliche Dunkel dieser Winternacht. Jetzt war sie ganz sicher, dass Rendel einen Umweg gefahren war. Vielleicht wollte er ihr nur etwas von ihrer alten Heimat zeigen? Doch hätte das nicht Zeit bis morgen gehabt?

Die Scheinwerfer erfassten nur die Landschaft unmittelbar am Straßenrand, und dort fielen ihr Haufen von Bruchholz und umgestürzte Telegrafmasten auf. Die Straße war offenbar erst vor kurzem hastig geräumt worden. Wäre der frisch gefallene Schnee nicht gewesen, der alles mit seinen Daunenkissen zudeckte, so hätte sie ein Bild der Verwüstung vor sich gehabt.

„Bei euch hat es Sturm gegeben, sehe ich“, bemerkte Leonie.

Ihr Großvater nickte. „Vergangene Woche. War ziemlich schlimm ... Viel Windbruch, die Telefonleitungen wurden

beschädigt, und ein paar Schuppen und Heuhütten hat der Sturm förmlich auseinandergerissen. Die wenigen Touristen sind abgereist. Für die Wirte ist das Weihnachtsgeschäft gelaufen.“

Leonie nickte. In Köln hatte sie von einem Sturm nicht viel mitbekommen, den wirklichen Schrecken hatte sie im Fernsehen gesehen. Zerrissene Hochspannungsleitungen, abgedeckte Dächer, entwurzelte Bäume.

Ihr Großvater war schon wieder bei einem anderen Thema.

„Ich hoffe, es macht dir nichts aus, dass ich dich bei Tante Anna-Maria im Hotel einquartiert habe“, sagte er, während er den Volvo auf eine steil bergab führende Straße lenkte. „Sie stellt dir ein Zimmer zur Verfügung ... wenn du einverstanden bist.“

„Gerne“, antwortete Leonie rasch. Sie war froh, dass sie nicht bei ihm wohnen musste. Es wäre ihr peinlich gewesen. Sie war kein kleines Kind mehr, und welchen Platz er auch in ihrem Stammbaum einnehmen mochte – für sie war er ein Fremder.

\*

Endlich stoppte der Wagen auf einem erleuchteten Platz. In dessen Mitte erhob sich auf einem Podium ein Weihnachtsbaum, eine Blautanne von gut vier Meter Höhe. Die elektrischen Kerzen brannten, und der Baum mit seinen zahllosen bunten Kugeln und Zapfen und Girlanden gließte und schimmerte in der schwarzen ländlichen Nacht, so dass Leonie an die wunderbaren Juwelenbäume aus orientalischen Märchen denken musste.

Bürgermeister Rendel zupfte an seiner wattierten Jacke herum. „Willkommen daheim, wenn ich so sagen darf.“

Leonie warf einen hastigen Blick in die Runde. Außer dem Weihnachtsbaum hatte das Zentrum des Städtchens kaum Attraktionen zu bieten. Ein paar Cafés im Erdgeschoss der Häuser, die den Platz umgaben, eine Anzahl hübscher alter Gebäude mit Stuckfassaden, ein klassizistisches Rathaus und das zum Hotel umgebaute Herrenhaus, dreistöckig, mit einer dekorativen verglasten Kuppel.

An vielen Türen hingen bunte Kränze aus Reisig und Strohblumen, Bändern und Zapfen. Die meisten Fenster rundum waren bereits dunkel, die Jalousien herabgezogen. Man ging früh schlafen.

„Kalt habt ihr’s hier.“ Leonie zog ihre rote Plüschpelzjacke um die Schultern enger zusammen. Sie kletterte aus dem Wagen und atmete tief die eisige Nachtluft ein, die hier so viel würziger schmeckte als in Köln. Kein Vergleich zu der Domstadt, die sie heute Nachmittag verlassen hatte. Dort war Winter meist nur dreckiger Schneematsch, Rollsplitt auf den Gehwegen, hier und dort höchstens eine gefrorene Pfütze.

Der Wind, der von den finsternen Hängen herabwehte, war klirrend kalt. Die Sterne hingen wie Weihnachtsdekorationen am Himmel. Leonie hörte das leise Plätschern eines Flüsschens. Unbestimmte Erinnerungen tauchten in ihr auf: Kleine Ruderboote ... eine Brücke ... Eis, das an dicken, grün bemoosten Pfosten klebte wie Zuckerkrusten ... dann wieder fröhliche blaue Wellen, auf denen Miniaturboote mit Segeln aus Huflattichblättern schwammen. Hatte sie im Sommer in diesem Flüsschen gebadet? Hatte sie Steine über das Eis schlittern lassen oder sich im Hochsommer die Füße im Wasser gekühlt?

Sie konnte sich nicht mehr daran erinnern.

Leonie merkte, dass sie müde wurde. Immerhin war sie den halben Tag unterwegs gewesen. Das Städtchen lag

zwar gar nicht so weit von Köln entfernt, doch die Zugverbindungen waren schlecht. Man musste zwei Mal umsteigen und eine lange Wartezeit auf dem zugigen Sieger Bahnsteig in Kauf nehmen.

Ein kalter Schauer der Erschöpfung überlief sie und sie wünschte sich ein Bett.

Jörg Rendel holte ihre Koffer aus dem Wagen und brachte sie in die Rezeption des Hotels. Dann wartete er, bis der Page kam, um ihr Gepäck aufs Zimmer zu tragen.

Leonie sah sich um. Das Hotel gehörte zur gehobenen Mittelklasse und zeugte von behäbiger, bäuerlicher Gemütlichkeit. Am Treppenaufgang stand eine Ritterrüstung. An den getäfelten Wänden hingen Hirschgeweihe und Wildschweinschädel. Ein breites Regal hinter der Rezeption war mit einer Unzahl mächtiger zinnerner Humpen gefüllt.

Rendel räusperte sich. „Na, dann ... bis morgen, Leonie.“

„Gute Nacht“, sagte Leonie, ohne ihm die Hand zu reichen oder die Wange zum Kuss hinzuhalten.

Er sah sie nachdenklich an.

„Gute Nacht“, wiederholte er leise und wandte sich ab.

\*

Eine Viertelstunde später saß Leonie in ihrem Hotelzimmer und schrieb in sorgfältiger Schrift ihre tägliche Eintragung ins Tagebuch. Dann blickte sie sich um. Das Zimmer war hübsch, aber nichtssagend, wie es Hotelzimmer eben sind. Auf dem Nachttischchen lag in einer kleinen Schale ein kleines Schokoladentäfelchen mit dem Aufdruck *Herzlich willkommen*. Leonie lächelte, während sie die Süßigkeit aß.

Ihr Zimmer zeichnete sich durch eine Besonderheit aus. Es lag an der Ecke des Gebäudes und hatte einen gut

ausgeleuchteten Erker. Leonie zog die Vorhänge zu und begann sich auszukleiden. Dann ließ sie Wasser in die Badewanne, und während es plätschernd aus dem Hahn lief und sich Wolken von weißem Schaum bildeten, betrachtete sie sich nachdenklich im Spiegel.

Leonie Helderkamp, klein und schwächling, sodass man sie oft jünger schätzte, als sie tatsächlich war. Ihr rötliches Haar, das unter den Ohren gerade abgeschnitten war, bauschte sich dicht und füllig um den Kopf. Man musste es mit der Heckenschere schneiden, pflegte ihr Vater scherzend zu sagen. Sie hatte eine blasse Haut, Sommersprossen – viel zu viele Sommersprossen, wie sie meinte – und eine drollig spitze Nase, über die sie sich manchmal etwas ärgerte. Sie war der Meinung, sie sähe damit aus wie eine Spitzmaus. Als sie noch ein Kind gewesen war, hatte ihre Mutter oft gesagt, sie finde Spitzmäuse süß und hätte nichts dagegen, eine Spitzmaus zur Tochter zu haben. Trotzdem mochte Leonie ihre Nase nicht.

Sie nahm ein ausgiebiges Bad in Wolken von Lavendel duftendem Schaum. Im Pyjama kehrte sie ins Zimmer zurück, löschte das Licht und zog die Vorhänge vor dem Erkerfenster zurück. Das glänzende Licht eines Wintervollmonds floss in einer breiten Bahn in den Raum. Sie wischte ein Loch in den Dunst auf der Scheibe und spähte hinaus.

Es war totenstill. Das ganze Städtchen lag in tiefem Schlaf. Für Leonie, die zu Hause an einem grellbunt erleuchteten und bis weit in die Morgenstunden geschäftigen Platz nahe der Innenstadt wohnte, war die Stille geradezu unbehaglich. Kein Motorengeräusch, kein Gelächter angeheiterter Nachtschwärmer, kein lärmender Zank auf offener Straße. Sie musste an die Städte im Märchen denken, deren Bewohner alle in verzaubertem Schlaf lagen.

Mit einem leisen Schauer ließ sie den Blick über die un-

beleuchteten Schaufenster gleiten, in denen die Schatten wie Gespensterkleider hingen. Schwarze Capes für Vampire, Leichenhemden für Spukgestalten ...

Sie zögerte einen Augenblick, dann hob sie die Hand und schrieb *ARMAGEDDON* mit dem Zeigefinger in den blassen Dunst auf der Scheibe.

Ein paar Sekunden lang standen die Buchstaben deutlich lesbar da, dann begannen sie an den Rändern zu zerrinnen. Sie wischte sie mit der flachen Hand weg. Ihre Handfläche wurde feucht von der Berührung. Feucht und sehr kalt.

Sie kehrte zum Tisch zurück, öffnete ihre Handtasche und zog ein Briefkuvert heraus, das in Schreibmaschinenschrift an *Fräulein Leonie Helderkamp* adressiert war. Es enthielt nur einen einzigen Briefbogen, der ebenfalls mit Schreibmaschine beschrieben war und keine Unterschrift trug. Der Text lautete: *Bleib weg von der Stadt, damit du nicht mit den anderen zusammen ins Verderben fällst, wenn der Schrecken von Armageddon über sie kommt.*

Über und unter diesem Unheil kündenden Satz standen, wie eine Zierleiste aneinandergereiht, folgende Namen: *Schaller, Nosbeck, Gurlinger, Oberon, Rösel, Hemmerer, Rendel, Poschke.*

Leonie hatte den anonymen Brief kurz vor ihrer Abreise erhalten. Der Poststempel war der des Städtchens. Dass viele Leute hier von ihrem bevorstehenden Besuch wussten, war nicht weiter ungewöhnlich. Ihre Eltern hatten mehrmals mit dem Büro des Bürgermeisters telefoniert, um ihren Aufenthalt zu arrangieren, und hier war es wie in den meisten Kleinstädten – ein Klatschnest eben.

Leonies erster Impuls war gewesen, mit dem Brief zu ihrer Mutter zu laufen. Aber dann hatte sie es sich überlegt. Was sollten ihre Eltern schon tun? Vielleicht würden sie sie auslachen, weil sie einen solchen Unsinn überhaupt

ernst nahm. Ihr Vater gefiel sich darin, ein praktischer und vernünftiger Typ zu sein, der keinen Kopf für Firlefanz hatte, wie er oft sagte. Und ihre Mutter war in Gedanken ständig bei ihrem nächsten Film.

Leonie hatte also versucht, allein mit dem merkwürdigen Ereignis zurechtzukommen, doch sie wurde nicht klug aus dem Satz. Sollte es Warnung oder Drohung sein? Was hatten all die Namen zu bedeuten? Von welchem Schrecken und Verderben war die Rede? Der ganze Satz klang so altmodisch, so poetisch, als habe ihn jemand aus einem historischen Roman oder aus der Bibel entlehnt.

Sie musste an die Zeitung denken, die ihr die Putzfrau der Eltern, eine Zeugin Jehovas, vor Jahren einmal aufgedrängt hatte. Da war auch in einem Fort von Armageddon die Rede gewesen, und die Seiten des Hefts waren voll von grellen, comicähnlichen Bildern brennender Städte, einstürzender Hochhäuser, tobender Wasserwagen und vom Erdbeben aufgeworfener Straßen.

Leonie, damals noch ein Schulmädchen, war ordentlich erschrocken, obwohl ihre Mutter nachher gesagt hatte, sie solle sich von den Sektierern nicht verrückt machen lassen. Und dann war dieses Wort gefallen: *Ketzer*. Urplötzlich war es wieder in ihrer Erinnerung aufgetaucht.

„Sind die Zeugen Jehovas Ketzer?“, hatte sie ihre Mutter gefragt.

„Ja, aber sag das nicht vor der Putzfrau, ich will keinen Streit mit ihr.“

„Die Leute, die in der Ketzervilla wohnten, waren das Zeugen Jehovas?“

„Nein, die waren noch viel schlimmer, aber jetzt lass mich in Ruhe.“

Merkwürdig, wie das gesamte Gespräch plötzlich so lebhaft vor ihr stand, als hätte sie auf einem Dachboden voll



Gerümpel eine vergilbte Zeitung gefunden und könne die Schlagzeilen lesen, so klar wie an dem Tag, an dem sie gedruckt worden waren. Sie erinnerte sich genau, welche erschreckenden Bilder in ihrem Kopf durcheinander gewirbelt waren, Bilder von verkauften Kindern, finsternen Gestalten, die mit Schokolade lockten, zerberstenden Staudämmen und brennenden Städten. Aber sie hatte niemanden danach fragen können, nicht ihre Eltern und auch nicht die Putzfrau, die von ihrer Mutter Schelte bekommen hatte: „Ich bin sicherlich sehr tolerant, aber wenn Sie versuchen, meine Tochter zu missionieren, muss ich Sie entlassen!“

Sie kehrte zum Erker zurück und ließ ihren Blick von neuem über die schlafende Kleinstadt schweifen. Weit und breit war nichts zu entdecken, das nach Verderben aussah. Die Winterluft war klar und still. Das Flüsschen, das sich unter Brücken durch das Städtchen wand, konnte nur kleinen Kindern und Betrunknen gefährlich werden. Die Hügel rundum sahen auch nicht so aus, als würden sie plötzlich Flammen und glühende Lava speien.

War der ganze Brief nur das Produkt einer wirren Fantasie? Oder konnte hier eine reale Gefahr auf sie lauern, und der Briefschreiber oder die Briefschreiberin, hatte die düster-poetische Formulierung nur zur Tarnung gewählt?

Das konnte ihr am ehesten jemand sagen, der im Städtchen zu Hause war. Also hatte sie beschlossen, den Brief mitzunehmen und ihn ihrem Großvater zu zeigen, sofern er ihr sympathisch war und sie das Gefühl hatte, dass sie ihm vertrauen konnte.

Konnte sie ihm vertrauen?

Sie kam zu dem Schluss, dass es noch zu früh war, darüber eine Entscheidung zu treffen. Schließlich stand sein Name auf einer Liste, von der sie nicht wusste, was sie zu bedeuten hatte.

Leonie versteckte den Brief wieder in ihrer Handtasche und ging zu Bett. Es war ein sehr bequemes Bett, und in der tiefen Stille und der frischen Luft war sie rasch eingeschlafen.

Dennoch schlief sie nicht besonders gut. Ein Albtraum quälte sie. Ein grauenhafter alter Mann, der einen schwarzen Talar wie ein Pfarrer trug, verfolgte sie durch unterirdische Gänge. Sein hageres, scharf geschnittenes Gesicht war gelb und trocken, Spinnweben klebten auf der hohen kahlen Stirn und spannten sich über die leeren Augenhöhlen. Das lange, gelblich weiße Haar sandte einen fahlen Schimmer aus, als brenne es. Der Alte schüttelte seine Fäuste in ihre Richtung. Er fauchte und zischte und stieß eine Flut von unverständlichen Flüchen aus.

Leonie rannte und rannte, doch der entsetzliche Verfolger kam immer näher. Schließlich holte er sie ein, gerade als sie eine steile Treppe hinunterlaufen wollte. Er packte sie, versetzte ihr einen heftigen Stoß, sie stürzte und rollte mit einem langen, gellenden Aufschrei die Treppe hinunter. „Mörder! Vater! Mörder!“

Immer wieder überschlug sie sich, ehe sie von der letzten Stufe in ein schwarzes Nichts fiel. Das letzte Bild, das sie in die Finsternis mitnahm, war das des Alten, der mit verschränkten Armen oben an der Treppe stand und mit finsterem Triumph in den Augen ihr Sterben beobachtete.

\*

Mitten in der Nacht weckte Leonie ein donnernder Lärm, der in der tiefen ländlichen Stille besonders störend klang. Sie fuhr aus dem Schlaf hoch und starrte auf die grün leuchtenden Zeiger des Radioweckers. Es war fünf Minuten nach zwei Uhr morgens. Sie sprang aus dem Bett, schlich zum

Erkerfenster und spähte auf die Hauptstraße hinunter, die unter ihrem Fenster in den Schlossplatz mündete.

Der Lärm, der sie geweckt hatte, war das Motorengeröhrn eines schnittigen tomatenroten Sportwagens, der rasant vor dem Eingang des Hotels gebremst hatte. Die Tür wurde aufgestoßen, der Fahrer stieg aus. Ein junger Mann, vielleicht Mitte zwanzig, schlank, fast hager. Er war in anthrazitfarbene Jeans, kniehohe Stiefel und eine auffallende, kürbisfarbene Bomberjacke gekleidet. Trotz der Kälte trug er keine Kopfbedeckung. Sein aschblondes Haar war mit reichlich Gel von den Schläfen zurückgekämmt und gab ein schmales, sehr scharf geschnittenes Gesicht frei. Er schlug – gänzlich unbekümmert um die Nachtruhe der Hotelgäste – die Wagentür krachend zu. Danach ging er, eine Zigarette im Mundwinkel und die Hände in den Hosentaschen, die schneeüberzuckerte Zufahrt entlang. Unter dem Torbogen verlor Leonie ihn aus den Augen.

Langsam kehrte sie zum Bett zurück und kroch unter die noch warmen Decken.

Sie hatte nicht damit gerechnet, dass in Tante Anna-Marias gutbürgerlichem Hotel so extravagante Gäste wohnten. Der Mann sah irgendwie interessant aus.

Doch dann wurde sie das Gefühl nicht los, dass sie ihn schon früher gesehen hatte.

Kurz bevor sie wieder einschlief, schoss es ihr siedend heiß durch den Kopf. Der junge Mann hatte eine gewaltige Ähnlichkeit gehabt mit jenem grässlichen, mumienhaften Alten, der sie im Traum verfolgt und die steile Treppe hinunter gestoßen hatte! Das helle Haar, die scharfen Züge, die schmalen Lippen, sogar die stachelbeergrünen Augen ...

Aber das war nur ein Traum gewesen, einer der vielen scheußlichen Träume ihres Lebens, in denen ihr immer wieder diese grauenhafte Ketzervilla erschienen war.

Mit einem Ruck setzte Leonie sich auf, zog die Knie hoch und schlang die Arme darum. Als Kind hatte sie oft von dem unheimlichen Gebäude geträumt, kein Wunder bei den Schauergeschichten von Kinder stehlenden Landstreichern, die kleine Mädchen belästigten. Doch wieso wusste sie bei diesem Albtraum jetzt, dass die Treppe, die sie hinabgestürzt war, sich in der Ketzervilla befand? Dieser lange, getäfelte Gang, dieser Torbogen, diese Treppe ... Sie war überzeugt, dass sie im Inneren des eigenartigen Hauses auf der Flucht gewesen war. Aber sie konnte sich nicht erinnern, dass sie das Gebäude jemals tatsächlich betreten hatte.

Leonie musste ein Glas Wasser trinken, ehe sie sich wieder beruhigte. Schließlich sagte sie sich, dass sie vermutlich alles durcheinandergebracht hatte, als sie von der lärmenden Ankunft des Wagens so jäh aus dem Schlaf gerissen worden war.

Halbwegs beruhigt schlief sie wieder ein.